Die "Mundartwelle" und unser "erschreckender Mangel an Urbanität"

Autor(en): **Renner, Felix**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1983)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421362

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

besondere Explosivkraft erreichen läßt — nach dem Motto: je banaler und selbstverständlicher das Alltagsbild, desto angreifender polemischer die Aussage. Sie gehören in die Reihe der „klaren", „dürren", nicht „deutelduerfftigen" Wörtersummierungen, die sagen, „was Sache ist", und alles in ihren Negativstrudel ziehen, das Fastnachtstreiben selbst, und alles, was er in den Fastnacht-Larven-Vergleichsrahmen zwängt.
Luther macht das zeitlich und örtlich begrenzte Rollen- und Verkleidungsspiel der Fastnacht, macht das zeitlose kindliche „Verstellungsspiel" („des kinderspiels larven") zum Abbild des aktuellen reformatorischen Kampfes des einen gegen alle. Macht es darüber hinaus zugleich zum „ewigen", allgegenwärtigen, kämpferisch-harten Rollenspiel des Lebens schlechthin, in dem niemand weiß, was hinter der glatten Maske des anderen steckt, in dem es gilt, sich auf die ent-larvende Suche zu machen, auf den lebenslangen Weg der Suche nach dem boshaften Sein.

Die „Mundartwelle" und unser „erschreckender Mangel an Urbanität"

Eine noch immer schwer zu deutende, aller Voraussicht nach aber ziemlich folgenschwere sprachliche Erscheinung erhält jetzt immer deutlichere Konturen: Etwa seit Mitte der sechziger Jahre wälzt sich eine neue „Mundartwelle" durch die deutsche Schweiz. In aller Heimlichkeit hat sie die Dämme und Demarkationslinien unterspült und angenagt, welche die beiden Formen unserer deutschen Muttersprache — die Mundart *und* das Hochdeutsche — bis vor Jahren in einem sinnvollen, wenn auch stets labilen Gleichgewicht zu halten suchten. In beängstigend kurzer Zeit ist die Welle nun zu einer Flut angeschwollen, welche alle Schranken zu sprengen und mit sich fortzureißen droht. Betroffen ist in erster Linie das gesprochene Hochdeutsch in den Schulen aller Stufen, in den Parlamenten, in Radio und Fernsehen und in zunehmendem Maße auch in den Kirchen.
Die Hochsprache ist in der deutschen Schweiz wie vielleicht nie zuvor in unserem Jahrhundert in akuter Gefahr, zur reinen Schrift- und Lesesprache abzusinken. Das einfältige, von der Sprachwissenschaft seinerzeit mit überzeugenden Argumenten in die Schranken gewiesene Gerede von der angeblichen „Fremdsprache" namens Hochdeutsch steht — und zwar gerade auch bei Schulgebildeten aller Stufen — zurzeit nicht nur höher im Kurs

als auch schon: es gewinnt nun in der Tat immer mehr an Überzeugungskraft. Sprachlich Sensible haben bereits entsprechend sensibel reagiert. So hat beispielsweise der aus Luzern stammende und heute in München lebende Schriftsteller Kuno Raeber anfangs dieses Jahres das zunehmende Auseinanderdriften der gesprochenen und der geschriebenen Sprache in der deutschen Schweiz als für die Dauer unhaltbar bezeichnet: eine Hochsprache, die nur noch zum Schreiben dient, sei eine „Absurdität, ein toter Ballast", und ein Dialekt, der zum „selbstverständlichen Mittel der öffentlichen Kommunikation geworden ist, ein solcher Dialekt ist kein Dialekt mehr". Falls im Verhältnis der Deutschschweizer zur deutschen Sprache keine grundsätzliche Wendung eintrete, meint Raeber, werde man sich früher oder später dazu entschließen müssen, „eine alemannische, ‚schweizerdeutsche' Hochsprache auszubilden, die sowohl gesprochen als auch geschrieben wird" („Warum ich *nicht* in der Zentralschweiz lebe". „LNN"-Magazin Nr. 7, 20. Februar 1982).

Mögliche Ursachen

Die wachsende Kluft zwischen Mundart und Hochsprache und die damit zusammenhängende Verdrängung der gesprochenen Hochsprache aus der öffentlichen Sphäre scheint vielfältige Ursachen zu haben. Wir müssen uns vorläufig mit ziemlich vagen Deutungen und Vermutungen zufriedengeben. Vorerst scheint es ohne weiteres einleuchtend, daß der mit dem bedenkenlosen Ausbau der audiovisuellen Medien zusammenhängende „Neo-Analphabetismus" nicht so sehr die Mundart gefährdet, sondern in erster Linie das weitaus empfindlichere Register unserer Sprache, nämlich das gesprochene und das geschriebene Hochdeutsch. (Unter „Neo-Analphabetismus" versteht man die wachsende Unfähigkeit von an sich Schreib- und Lesekundigen, einfache, zusammenhängende Texte zu lesen und zu verstehen bzw. mündlich oder schriftlich wiederzugeben.) Hinzu kommt vielleicht auch eine Art Resignation mancher Deutschschweizer angesichts einer allgegenwärtigen, fast allzu routinierten, „pflegeleichten Hochglanzsprache" der Medien (vgl. dazu Harald Weinrich. „Der richtige und der gute Sprachgebrauch", „Sprachdienst" 26, 1982, S. 16 ff.). Schließlich und nicht zuletzt macht sich ein immer stärkerer Widerwille bemerkbar gegenüber dem fahlen Mehltau einer zum bloßen Transportmittel für ideologische Leerformeln und substanzlose Allerweltsphrasen heruntergekommenen Wegwerfsprache in den Bereichen der Werbung und der Politik.
Die Erosion unseres Sprachbewußtseins mag noch andere, tieferliegende Ursachen haben. Ein Hauptpunkt scheint mir eher an

der Oberfläche zu liegen, nämlich unsere unglaubliche Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit in sprachlichen Dingen. Eine unheilige Allianz aus militantem Provinzialismus und mundfauler Nonchalance hat in den letzten Jahren und Jahrzehnten ziemlich skandalöse Dimensionen angenommen. Ein im übrigen durchaus zu differenziertem Denken fähiger Germanist und Deutschlehrer an einem deutschschweizerischen Gymnasium hat mir kürzlich — in einer üblen Mischung aus Süffisance und Arroganz — vordoziert, Unterricht in deutscher Grammatik sei für die heutigen Mittelschüler schlicht eine Zumutung. Daß man's in den Lehrplänen natürlich anders liest, kümmert die Herren einen Deut.

Abkoppelung vom deutschsprachigen Kulturraum

Die Folgen einer derartigen schulmeisterlichen Politik auf Kosten der Sprache sind mit Händen zu greifen. Die Stimmen mehren sich, die befürchten, die Einigelung des Deutschschweizers in seinen Dialekt könnte eine eigentliche Abkoppelung der deutschen Schweiz vom übrigen deutschsprachigen Kulturraum zur Folge haben. Jene Miteidgenossen, die nur noch in wirtschaftlichen Kategorien zu denken vermögen, seien überdies noch eigens darauf aufmerksam gemacht, daß die mühelose sprachliche Kommunikation mit den romanisch sprechenden Landesteilen und vor allem mit den uns umgebenden Ländern keineswegs bloß ein kulturelles Postulat darstellt, sondern zudem ganz einfach eine wirtschaftliche Notwendigkeit.
Den Nagel auf den Kopf getroffen hat wohl unlängst der Berner Sprachwissenschafter Hellmut Thomke, wenn er hinter der gegenwärtigen Mundartwelle einen „erschreckenden Mangel an Urbanität" vermutet („Mundart und Hochsprache in unseren Schulen", „Schweizer Monatshefte" 58, 1978, S. 879 / „Sprachspiegel" 35, 1979, S. 142 ff.). Nietzsche hat einmal von den „Tölpeln des Geistes" gesprochen, die sich gegenseitig dafür loben, daß sie miteinander übereinstimmen. Sind wir bald soweit, daß wir einander auf die Schultern klopfen zum Zeichen eines treuherzig-biederen Einverständnisses mit unserem eingeschrumpften Sprachbewußtsein und unserer mangelnden Urbanität?
Wir sind in der Kernzone unserer Kultur, im Bereich der Sprache und unseres Sprachbewußtseins, ganz schön schizophren geworden: Im schulischen Bereich hat der falsche Ehrgeiz der Eltern zu einem unsinnigen „Anpassungsdruck nach oben" geführt, d. h. zur Abwertung aller unteren im Verhältnis zu den oberen, vermeintlich höherwertigen Schulstufen. Auf der andern Seite leisten wir uns den ungeheuerlichen kulturellen und sprachlichen Luxus, unser Schweizer Hochdeutsch zur „Fremdsprache"

verkommen zu lassen. Und dies ausgerechnet in einem Zeitpunkt, da wir auf das differenzierte sprachliche Instrumentarium der Hochsprache angewiesen wären wie kaum je zuvor. Und wieso kam es eigentlich zu dieser teils lässigen, teils eher fahrlässigen Ausverkaufsstimmung und zum empfindlichen Schaden unserer sprachlichen Bestände? Ganz einfach deshalb, weil wir dem „Anpassungsdruck nach unten" nachgeben zu müssen glaubten — der Anpassung an den populären sprachlichen Modetrend namens „Mundartwelle".

Felix Renner

Emil, das Lachen, die Sprache und Karl Valentin

Emil ist lustig. Nicht nur die Schweiz, auch das deutsche Publikum lacht Tränen über ihn. Wenn man sich aber fragt, woran das liegen mag, dann merkt man an der Schwierigkeit, eine Antwort zu finden, daß die beiden ersten Aussagen zu einfach formuliert sind: Emil, das ist einmal der Luzerner Kabarettist Emil Steinberger, ein Komiker, ein Schauspieler, ein ernst zu nehmender Mensch jedenfalls, der es versteht, sein Publikum zum Lachen zu bringen. Andererseits ist Emil eine komische Figur, erfunden und gespielt von jenem Komiker. Wer über „Emil" lacht, lacht über beide Emile, aber nicht auf gleiche Weise. Der Komiker will Lachen hervorrufen, ein Lachen, das ihn nicht verspottet, sondern im Gegenteil seiner schöpferischen Leistung Anerkennung zollt, ihm Sympathie und Geld einbringt. Dieses Lachen geht hervor aus dem Lachen über die komische Figur Emil, die gewiß kein Lachen auslösen will. Wird sie also ausgelacht? Wäre es so und wäre das schon alles, dann hätten wir es mit billiger Komik zu tun, denn was hat man schon davon, eine Figur auszulachen, die bloß erfunden ist?

Was sagen die Theoretiker des Lachens über das Komische? Es führt uns zu den „frühkindlichen Lustquellen" zurück, die in der Erziehung, der „Sozialisation", verschüttet worden sind (Lutz Röhrich) und entlastet uns so für Augenblicke vom „psychischen Aufwand" (Sigmund Freud) des Erwachsenseins. Gleichzeitig aber lachen wir „aus der Perspektive eines normativen Bezugsrahmens" (Michael Böhler). Wir geben mit unserem Lachen dem komischen Menschen zu verstehen, daß er mit seinen unangepaßten Handlungen zum „Einzelgänger" geworden ist (Henri Bergson), und fordern ihn so auf, sich anzupassen, um in die Gemeinschaft zurückkehren zu dürfen. Kommen wir so der komischen